



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Murko, M.: Die Türkenherrschaft und ihre Folgen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Türkenherrschaft und ihre Folgen\*)

Von Prof. Dr. M. Murko in Graz



Byzanz mit seiner die Südslawen beherrschenden Kultur ging langsam seiner Auflösung entgegen, aber seine Erben wurden weder die orthodoxen Bulgaren oder Serben noch die katholischen „Lateiner“, sondern die mohammedanischen osmanischen Türken, die ursprünglich von Byzanz als Bundesgenossen aus Kleinasien nach Europa gelockt worden waren und sich nach vorübergehenden Streifzügen auf der Burg Tzympe (1352) und durch die Einnahme von Kallipolis (1354) daselbst dauernd festgesetzt hatten. Im Laufe einiger Jahrzehnte stand ihnen schon die ganze Balkanhalbinsel offen, denn die Macht Serbiens, das im vierzehnten Jahrhundert ihre Geschicke lenkte, wurde durch die Schlacht am Kosovo polje (1389) gebrochen, ein auserlesenes westeuropäisches christliches Heer aber bei Nikopolis aufs Haupt geschlagen (1396). Die Zertrümmerung des Osmanenreichs in der Riesen Schlacht von Angora (1402) durch Timur, gegen den schon die Serben unter Stefan Lazarević tapfer auf Seiten der Türken mitkämpften, und die nachfolgenden Familienstreitigkeiten verstanden weder Byzanz und die Balkanstaaten noch die übrigen zunächst interessierten christlichen Mächte auszunützen, um die erobersüchtigen Bekenner des Islams aus dem Südosten von Europa zu verdrängen, was damals ganz gut möglich gewesen wäre. Auch für die Folgezeit darf man die Schuld für das siegreiche Vordringen der durch ihre militärische Organisation überlegenen Türken nicht bloß den Balkanstaaten zuschieben, die durch den Byzantinismus, Feudalismus und Partikularismus sowie durch die religiösen Wirren zerrüttet und unter sich uneinig waren. Trotz aller Ermahnungen der Päpste wurde die europäische Christenheit schon durch die leichtsinnig heraufbeschworene und ungenügend vorbereitete Schlacht bei Warna (1444) fast bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts in eine bloße Defensivstellung gegen den die europäische Kultur bedrohenden Islam gedrängt und tat selbst in dieser Hinsicht nicht ihre Pflicht (vgl. bezüglich der Saumseligkeit der deutschen Fürsten bloß die Klagen Luthers), ganz abgesehen davon, daß

\*) Aus dem bei E. F. Amelangs Verlag in Leipzig demnächst erscheinenden interessanten Buche: Geschichte der älteren südslawischen Literaturen, das wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern empfehlen möchten.

manche christlichen Mächte die Türken direkt förderten, wie zum Beispiel die allerchristlichsten Könige von Frankreich aus Konkurrenz gegen die Habsburger.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß nach dem Falle von Konstantinopel (1453), in dem das türkische Reich seinen Mittelpunkt erhielt, auch Serbien (1459), Bosnien (1463), die Herzegowina (1482) und 1498 auch die Zeta, die schon 1482 die Unabhängigkeit verloren hatte, türkische Provinzen wurden; denn die Behauptung, daß das montenegrinische Falkennest nie das türkische Joch getragen habe, gehört in das Gebiet der epischen Fabeln. Seit der schrecklichen Niederlage auf dem Kravafeld bei Udbina (1493) stand auch Kroatien, das in diesen schweren Zeiten auf sich selbst angewiesen war, da es seine in verschiedene mitteleuropäische Angelegenheiten verwickelten ungarischen Könige im Stiche ließen, den unausgesetzten Türkeneinfällen offen und begann beim Kaiser Maximilian und dem Papst Alexander dem Sechsten Schutz zu suchen, was aber größere Verluste zuerst in Dalmatien nicht verhinderte (1522 Knin und Scardona). Auf dalmatinischem Boden wurde aber Kroatien ohnehin durch große Erwerbungen Venedigs geschwächt, dem Städte und Inseln durch Käufe, freiwillige Übergabe, Eroberungen und Friedensschlüsse zufielen (1409, 1413, 1420, 1433). Gegen die auch zum Adriatischen Meere vordringenden Türken verteidigten die Kroaten das dalmatinische Festland schon mit Unterstützung des Habsburger Ferdinand. Durch die Schlacht von Mohács (1526) wurde das durch Oligarchenherrschaft und Thronstreitigkeiten geschwächte Ungarn, das aufhörte, ein selbständiges Reich zu sein, zum großen Teile selbst eine Beute der Türken, in deren Besitz auch Slawonien bis Esseg, das südliche Kroatien bis zum Kapelagebirge und das nordwestliche Bosnien bis zur Una übergingen; Sajece, nach dem Urteile der Zeitgenossen der stärkste Verteidigungspunkt ganz Kroatiens und des südlichen Ungarn, fiel erst 1528. Es waren in der Tat nur traurige Überreste Kroatiens (*Reliquiae reliquiarum olim regni Croatiae* nannten sie die Stände selbst), die 1527 den Habsburger Ferdinand den Ersten zu ihrem König erwählten, dessen Nebenbuhler, Johann Zápolya, aber auch hier keinen geringen Anhang fand.

Auf diese Weise waren bereits in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach den Bulgaren auch schon alle Serben und der größere Teil der Kroaten unter der Herrschaft des Halbmonds vereinigt und blieben es über anderthalbhundert Jahre. Die Reste Kroatiens glichen aber als „Vormauer des Christentums“ einem beständigen Heerlager, und fortwährenden türkischen Einfällen waren auch Krain und hauptsächlich die slowenischen Gebiete Steiermarks und Kärntens ausgesetzt. An der adriatischen Küste beherrschte, wie einst das oströmische Kaisertum, die Republik Venedig mit ihrer Flotte, deren Mannschaft meist Südslawen bildeten, die Inseln, befestigten Städte und einen stellenweise so engen Streifen des Festlandes, daß man in der Tat vom Meeresufer das Krähen der Hähne auf türkischem Gebiete hören konnte, wie das Volk selbst zu sagen pflegte. Das einzige selbständige christliche Staats-

wesen, allerdings unter türkischer Oberhoheit, auf dem ganzen Balkan bildete die kluge Handelsrepublik Ragusa, deren unternehmende Kaufleute den Binnenverkehr der ganzen Halbinsel in die Hände bekamen und Kolonien bis zu den Donaummündungen und dem Schwarzen Meere (Warna) besaßen.

Die Türken beerbten Byzanz nicht bloß äußerlich, sondern übernahmen auch die meisten Einrichtungen von ihm und änderten an den ethnographischen und sogar religiösen Verhältnissen weniger, als man glauben könnte. Ihre Kolonisationskraft war bald erschöpft, sodaß sie größere Gebiete nur im Südosten der Balkanhalbinsel besiedelten, namentlich an strategisch wichtigen Punkten, was zum Beispiel an der Bardarlinie auffällt, durch deren starke türkische Bevölkerung die mazedonischen Slawen heute fast in zwei Teile gespalten sind. Im Nordwesten kamen osmanische Einwohner nur in Städte und wichtige Burgen, wurden aber hier meist slawisiert, namentlich in den bosnisch-kroatischen Grenzgebieten. Sonst vermehrten sich die „Türken“ durch christliche Renegaten, unter denen auf slawischer Seite am stärksten die Bogomilen, namentlich in Bosnien und Herzegowina, die Orthodoxen und Katholiken aber ungefähr nach ihren Prozentverhältnissen in gleicher Weise vertreten waren. In das Gebiet der geschichtlichen Fabeln gehört die Behauptung, daß speziell die Orthodoxie eine feste Mauer gegen den Islam gewesen sei, denn ein bosnischer Bücherschreiber des sechzehnten Jahrhunderts klagt ausdrücklich, daß „viele von niemand gequält, sich von der Orthodoxie abwandten“, und ein anderer Bücherschreiber aus Sarajevo gibt 1516 seinem Schmerz über eine große Vermehrung der „Agarener“ und eine große Verminderung der Orthodoxen Ausdruck. Freiwillig nahmen den Islam Fürstensöhne und der Adel an, um ihren Besitz und ihre privilegierte Stellung, deren sich nur „Rechtgläubige“ erfreuen konnten, zu retten; unter den slawischen Balkanländern ragt auch hier Bosnien mit Herzegowina hervor, das den stärksten, geradezu mitteleuropäischen Feudaladel aufzuweisen hatte. Besonders zahlreich waren die Pseudotürken, die aus der Blüte der aller fünf Jahre für den Militärdienst ausgehobnen christlichen Jugend (Sanitscharen), aus Gefangnen (am Ende des sechzehnten Jahrhunderts finden wir darunter sogar einen tapfern Agramer Kanonikus, den seine Mitbrüder und Kaiser Maximilian allzulange nicht losgekauft hatten) und den in die Harems geschleppten oder auch entlaufenen Mädchen und Frauen hervorgegangen sind. Die Stärke des türkischen Reichs in seinen besten Zeiten bildete gerade der Umstand, daß jedermann zu den höchsten Ämtern und dadurch auch zu großem Grundbesitz und Reichthum gelangen konnte. Bezeichnend ist die Tatsache, daß aus den bosnischen und anliegenden kroatischen Gebieten vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert nicht weniger als achtzehn Großwesire stammten, während die Zahl von andern hohen und bedeutenden slawischen Würdenträgern in die Hunderte geht. So wird es begreiflich, daß selbst am Hofe des Sultans Sulejman (1520 bis 1566), unter dem die türkische Macht den Gipfelpunkt erreichte, die slawische, speziell serbokroatische Sprache eine wichtige Rolle spielte

(die Gesandtschaft Ferdinands des Ersten konnte sich 1530 in Konstantinopel nur in dieser Sprache verständigen), daß wir aus der Kanzlei der Großherren und namentlich von den Würdenträgern der nördlichen und westlichen Grenzgebiete des türkischen Reichs zahlreiche serbokroatische, manchmal von Bulgariern durchtränkte Urkunden (meist in cyrillischer, aber auch in lateinischer und glagolitischer Schrift) besitzen, und daß selbst Johann Zapolya mit dem Türken Mechmedbeg serbisch korrespondierte. Ebenso war Slawisch die eigentliche Verkehrssprache im Sanitscharenkorps.

Diese Tatsachen waren den nordwestslawischen Zeitgenossen genau bekannt, bildeten sogar einen Stolz ihrer Grammatiker, Chronisten und Schriftsteller; so werden auch die Bemühungen der slowenischen Protestanten und ihrer deutschen Protektoren begreiflich, die mit Hilfe der cyrillischen und glagolitischen Drucke nicht bloß alle christlichen Südslawen, sondern auch die „Türken“ bis Konstantinopel für die neue Lehre gewinnen wollten. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß die Türken in Europa mancherlei auch von den Slawen angenommen haben. Erwähnt sei, daß Bosnien auch Dichter in persischer und türkischer Sprache lieferte.

Der Konservatismus der Türken äußerte sich besonders in der Regelung der kirchlichen Verhältnisse. Das griechische Patriarchat ließen sie unangetastet und statteten es noch mit großer weltlicher Macht über seine Gläubigen aus. Daß die griechische Kirche dem Marasmus verfiel, daran waren die Türken nicht schuld, an der Käuflichkeit der Patriarchen-, Bischofs- und Priesterwürden und an andern Mißständen nur teilweise. Unter den guten Geschäften, die der Phanar mit der Hohen Pforte auf Kosten seiner christlichen Ausbeutungsobjekte machte, unter dem nationalen Hochmut und der Intoleranz der Griechen hatte zuerst nur die große Mehrzahl der Bulgaren zu leiden, während die übrigen Südslawen davon über zweihundert Jahre frei blieben. Das serbische Patriarchat wurde allerdings vorübergehend dem Erzbischof Ochrida untergeordnet. Die übliche Behauptung, daß dies gleich nach der Einverleibung Serbiens (1459) geschehen sei, ist nicht bewiesen; dafür wird aber noch 1508 ein Inhaber des Thrones des heiligen Sava, Erzbischof Jovan, genannt. Jedenfalls wurde ein längerer Kampf um die Autokephalie von Peć geführt; um 1530 versuchte sie ein gewisser Paul wiederherzustellen. Dauernd wurde das serbische Patriarchat 1557 unter sonderbaren Umständen erneuert. „Der mächtige Mehmed Sokolović (Sokolli), später Großwesir, in seiner Jugend Diakon des Klosters Mileševa, ein gebürtiger Herzegowiner, setzte seinen Bruder, den Mönch Makarij, wieder als eignen serbischen Erzbischof ein. Die Erneuerer waren eine merkwürdige Gesellschaft von Verwandten: die einen Mohammedaner und türkische Feldherren, Statthalter und Wesire, die andern Mönche, Bischöfe und Erzbischöfe, aber alle mit Gefühl für die alten Rechte ihrer Nation.“ Begreiflich ist es, daß sich die Erzbischöfe von Ochrida im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert Herren „aller Bulgaren, Serben und der übrigen“

nannten, aber auffällig ist es, daß die von Peć ebenfalls auf „alle Serben, Bulgaren und viele andre Länder“ oder ebenso auf „die übrigen“ Anspruch erhoben. Die Machtosphäre der beiden Kirchen erfuhr in der Türkenzeit sogar eine Erweiterung, denn der von Ochrida war seit dem Ende des vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, allerdings mit Unterbrechungen, auch Rumänien untergeordnet. Peć aber, das ohnehin ein wenig auf Kosten des Erzbistums Ochrida im Südosten erweitert wurde, konnte erst jetzt die kirchliche Organisation in Bosnien ausbauen und bekam nicht bloß die Orthodoxen in Ungarn, Slawonien, Kroatien und Dalmatien zugewiesen, sondern türkische Machthaber wollten seit dem sechzehnten Jahrhundert sogar die dortigen Katholiken der Jurisdiktion des Patriarchen von Peć ausliefern. Man findet es vom Standpunkte der Türkei auch vollkommen begreiflich, daß ihr der Patriarch von Konstantinopel und der ebenfalls auf ihrem Territorium ansässige und von ihr abhängige Patriarch von Peć lieber waren als der Papst, der nicht müde wurde, die katholischen Mächte gegen sie aufzustacheln. Ebenso verständlich ist das Bestreben, die Katholiken aus einem strategisch so wichtigen Gebiet, wie es das Sandschakat Vika an der kroatisch-dalmatinischen Grenze war, zu verdrängen. Die beiden genannten kirchlichen Würdenträger forderten in der Tat zu wiederholten malen unbarmherzig Abgaben auch von den Katholiken.

Die beiden autokephalen Kirchen, die dieselben Schwächen zeigten wie ihr Musterbild am Bosphorus, waren jedoch, obgleich Ochrida eine Stütze des Hellenismus bildete, den Patriarchen von Konstantinopel und dem Phanar aus finanziellen und nationalpolitischen Gründen ein Greuel. Immerhin gelang den Phanarioten erst dann, als sie ganz die Oberhand erreicht hatten, die Vernichtung des autokephalen bulgarischen Erzbistums in Ochrida und des serbischen Patriarchats in Peć (1767). So lastete endlich auf allen orthodoxen Slawen der Türkei das Joch der griechischen Kirche, das speziell in kultureller Hinsicht viel schlimmer war als das türkische und derartige Gefühle weckte, daß aus Haß gegen den habgierigen griechischen Klerus Übertritte zum Islam vorkamen, z. B. in Altserbien. Die slawische Liturgie erhielt sich bei den Bulgaren fast nur in den Dörfern, aber selbst in Serbien gab es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts griechische Bischöfe, die nur schlecht slawisch konnten. Angesichts der panhellenistischen Träume war es ein Glück für die Balkanslawen, daß die griechische Bildung auf eine sehr niedrige Stufe gesunken und nur dadurch zugänglich war, daß man außer der griechischen Umgangssprache noch die künstlich konservierte literarische lernen mußte, weshalb die Griechen wenig Assimilationskraft besaßen und den slawischen Massen nicht gefährlich werden konnten. Die ganze Lage der orthodoxen Slawen unter der Herrschaft der Türken und Griechen macht es aber auch erklärlich, daß das religiöse Leben der Bulgaren und Serben in einen tiefen Verfall geriet und heute vom innigen Glauben der Russen ganz verschieden ist.

Die Türken selbst waren ursprünglich speziell gegen die slawischen orthodoxen Christen nicht besonders intolerant. Anfangs gebührt ein Verdienst dafür auch den bulgarischen und serbischen Fürstinnen, die aus politischen Gründen den Harem der Sultane zieren mußten: Thamar, einer Schwester Schischmans, Olivera, die von Konstantin von Kosteneč als „serbische Esther“ gefeiert wird, und Mara, aus dem Geschlecht der Brankovići, deren Schutz sich namentlich die serbischen Athosmönche erfreuten. Auch den Mönchen des Nylaklosters erwirkte sie die Bewilligung, daß sie sich den bulgarischen Nationalpatron Joann Nylshj aus Sofia holen konnten (1469); die Schilderung dieses Ereignisses durch Vladislav den Grammatiker zeugt von der ungewöhnlichen Ruhe, die damals in Bulgarien herrschte. An einer gewaltsamen Bekehrung der slawischen Volksmassen hatten, abgesehen von strategisch wichtigen Punkten wie z. B. im Rhodopegebirge, die Türken kein besonderes Interesse, im Gegenteil, den Grundherren mußte eine möglichst zahlreiche rechtlose Raja sehr willkommen sein. Diese selbst fühlte ursprünglich den Unterschied nicht so stark, weil sie im Grunde genommen nur die Herren gewechselt hatte. Erst allmählich machten sich auch die schweren Folgen der türkischen Wirtschaft bemerkbar, und seit dem Niedergang der türkischen Macht gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts beginnt auch die Unterdrückung der Christen, die sofort zu Aufständen bereit waren, wenn die Türkei nur irgendwo in einen größern Krieg verwickelt wurde. Dieser Kampflust bedienten sich auch gern die christlichen Mächte, namentlich Österreich und Venedig. Solche Versuche mußten die türkischen Christen allerdings schwer büßen, namentlich wenn sie mit einem fremden Heere gemeinsame Sache gemacht hatten, das sich dann zurückzog, wie die Österreicher 1689 aus Altserbien oder 1697 nach dem Streifzug des Prinzen Eugen nach Bosnien. Die fortwährenden Wanderungen nach dem Norden und Westen nahmen in solchen Kriegszeiten besonders große Dimensionen an. So kamen zahlreiche orthodoxe Serben nach Ungarn weit über ihre jetzigen Wohnsitze hinaus, wo sie trotz des Glaubensunterschiedes allmählich in der übrigen Bevölkerung aufgingen, und in die österreichischen und ungarischen Grenzgebiete, während andererseits auch die Türkei orthodoxe Grenzwächter (martolosi aus dem griechischen  $\acute{\alpha}\mu\alpha\tau\omega\lambda\acute{o}\varsigma \times \acute{\alpha}\mu\alpha\rho\tau\omega\lambda\acute{o}\varsigma$ ) ansiedelte. Zahlreiche Katholiken kamen aus Bosnien und der Herzegowina wieder nach Slavonien und in die Donaugebiete Ungarns (Bunjevci, Schokci), während sich andererseits kroatische Katholiken in einem weiten Streifen im westlichen Ungarn bis nach Niederösterreich und Mähren zerstreuten. So wurden große Teile von ihren Stammeskörpern losgelöst, nicht immer zum Vorteil der slawischen Nationalität; speziell die Serben gaben auf diese Weise allmählich den größten Teil ihres Stammeslandes preis, in dem der Prozeß des Zurückweichens vor den aus den Bergen herabsteigenden Albanesen bis auf den heutigen Tag nicht abgeschlossen ist. Auch die großen religiösen und dialektischen Mischungen in den österreichisch-türkischen Grenzgebieten werden aus diesen Wanderungen erklärlich; in den

nordwestlichen Gebieten von Bosnien und Herzegowina unterscheidet sich noch heute die bodenständige mohammedanische und katholische Bevölkerung von der eingewanderten orthodoxen durch den Dialekt (spricht *i* für *e*, die orthodoxe *je*, *ije*). Auch in Bulgarien ist in jüngster Zeit eine große dialektische Buntheit, die auf ähnliche Wanderungen, namentlich infolge der russisch-türkischen Kriege, zurückzuführen ist, aufgedeckt worden, von den bulgarischen Kolonien in Bessarabien und in der Krim gar nicht zu reden.

Die geschilderten Ereignisse und Zustände waren von der größten Bedeutung für das geistige Leben aller Südslawen, mögen sie auch teilweise das türkische Joch nur kürzere Zeit oder gar nicht getragen haben. Durch den Untergang der Balkanstaaten verlor vor allem die Literatur die Unterstützung der Fürsten und des Adels, auf deren Schenkungen und fromme Stiftungen namentlich die Klöster, fast die einzigen Vertreter der schriftstellerischen und schreiberischen Tätigkeit, angewiesen waren. Die erste Folge der Türkenherrschaft war daher eine starke Auswanderung der hervorragendsten geistigen Kräfte aus Bulgarien und Serbien nach den Donaufürstentümern Walachei und Moldau und nach Rußland. Die beiden rumänischen Fürstentümer zeigen seit ihrem selbständigen Auftreten im vierzehnten Jahrhundert bis zum sechzehnten, ja noch bis zum Anfang des siebzehnten, ein vollständig slawisches Aussehen; die Alleinherrschaft der slawischen Kirchen- und Staatsprache ist nicht bloß auf das kulturelle Übergewicht des benachbarten Bulgarien zurückzuführen, sondern auch durch die historische Vergangenheit und die ethnographischen Verhältnisse (noch im fünfzehnten Jahrhundert ist slawische Bevölkerung nachweisbar) der Gebiete zwischen der Donau und den Karpaten zu erklären. Die mittelbulgarische Periode fand ihre eigentliche Fortsetzung in der Walachei und Moldau, für sie gelten hauptsächlich die Worte des serbischen Historiographen Konstantin von Kosteneč, daß durch die Trnovoer Schriften „auch heute, trotz des Verfalls des Zartums, die umgebenden Zaren und Länder aufgeklärt werden“. Die Sprache und die Orthographie des slawischen Schrifttums Rumäniens verraten in der Tat einen überwiegend bulgarischen Einfluß (daher „walacho-bulgarische“ Urkunden u. ä.), doch häufig wurde im Lande selbst in slawischer und rumänischer Sprache, in neuester Zeit aber auch von verschiedenen Gelehrten dafür der Ausdruck „serbisch“ (serbische Chronik, serbische Handschriften, walacho-serbisch) gebraucht, was sich dadurch erklärt, daß die kirchenslawische Literatur zuletzt in Serbien die stärkste Pflege fand; von dort kamen nicht bloß zahlreiche Handschriften, sondern auch der erste Gründer rumänischer Klöster und der Schreiber der ältesten von den bis jetzt datierbaren Handschriften rumänischer Herkunft (Evangelium vom Jahre 1405), der auf dem Athos gebildete Pope Nikodem, und noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Mönch Matarij und andre serbische Buchdrucker nach der Walachei. Das slawische Schrifttum Rumäniens ist sehr reichhaltig und hat uns eine Menge südslawischer Werke aller Arten gut überliefert; neue Übersetzungen sind nicht

dazu gekommen, wohl aber Originalarbeiten. Die slawische Literaturperiode Rumäniens wird von den Einheimischen zu wenig beachtet und gewürdigt, zum Teil noch aus falscher Scham, die ebenso unvernünftig ist, wie es die Vernachlässigung der lateinischen Literaturperioden, Schriftsteller und Werke in Westeuropa wäre.



## Zur Frage der Deportation

Von Rudolf Glauning



ie Frage der Deportation ist sowohl in der Budgetkommission wie auch in der Justizdebatte des Reichstags zur Sprache gekommen. Staatssekretär Dernburg hat sich als absoluter Gegner der Strafverschickung gezeigt, Staatssekretär Nieberding hält die Zeit für den Reichstag noch nicht für gekommen, um sich schon jetzt durch eine Resolution zugunsten dieses Gedankens festzulegen; er räumt aber die große nationale, kolonialpolitische, juristische und auch finanzielle Bedeutung dieser Frage ein und verspricht, daß sich die Justizverwaltung auch in Zukunft mit dieser Frage beschäftigen wird.

Trotz dieses ablehnenden Verhaltens des Reichstags wird der Gedanke der Deportation nicht einschlafen; dafür ist gesorgt. Die Frage der Strafverschickung ist nicht von heute und auch nicht von gestern; der Kampf um sie wogt unaufhörlich seit vielen Jahren, und es genügt wohl von denen, die mannhaft für sie eintreten, Namen wie Professor Dr. Bruck, Professor Dr. Heimberger, Oberlandesgerichtsrat Wagner, Generalleutnant von Liebert anzuführen, um damit den Beweis zu bringen, daß es sich nicht nur um „Phantastereien“ und „falsche Humanität“, und wie die Bestrebungen auf diesem Gebiet sonst noch von den Gegnern bezeichnet werden mögen, handelt, sondern um das zielbewußte Erkämpfen einer guten und für unser Vaterland in vieler Hinsicht bedeutsamen Sache.

Das Verdienst des Hauptmanns a. D. Werther, der selbst ein alter Afrikaner ist und demnach gerade auf diesem Gebiet über äußerst wichtige Erfahrungen und Kenntnisse verfügt, ist es nun gewesen, im April vorigen Jahres den Deportationsverband ins Leben gerufen zu haben.\*) Dieser Verband hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Gedanken der Deportation, mehr als es bisher geschehen ist, zu verbreiten, ihm Freunde und Gönner zu werben und das Interesse hierfür auch in die weitesten Schichten unseres Volkes hineinzutragen. Der Verband will über die Zweckmäßigkeit der

\*) Die Grenzboten sind seit je überzeugte Anhänger der Deportationsstrafe gewesen und halten diese Strafe trotz Dernburg und anderer Gegner auch jetzt noch für eine Einrichtung, die unserm Volksleben nur zum Segen gereichen könnte.